

Sechste Tagung der 14. Landessynode
Zu Tagesordnungspunkt 1

Bericht der Bischöfin

**„In allem erweisen wir uns als Beauftragte Gottes:
als die Sterbenden, und siehe, wir leben; [...]
als die Traurigen, aber allezeit fröhlich,
als die Armen, aber die doch viele reich machen“.**
(2.Kor 6,4.9f)

Konturen der Kirche der Zukunft

Hohe Synode, lieber Präses Dr. Schneider!

„Wie sieht sie denn aus, die Kirche, auf die wir uns hin entwickeln? Was ist das Ergebnis all der Prozesse, in denen wir uns gerade befinden? Wo geht es hin mit der evangelischen Kirche und der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck im Besonderen?“ Das werde ich immer wieder gefragt – und Sie vermutlich auch.

In diesem Bericht beschreibe ich anhand der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung einige gegenwärtige Kontextbedingungen zukünftigen Kircheseins und ich denke dabei vor allem über die Konsequenzen der Säkularisierung nach.

Im zweiten Teil zeichne ich einige Konturen der Kirche der Zukunft in Kurhessen-Waldeck. Dabei geht es immer um die sichtbare Kirche, also um die Kirche als Organisation, deren Gestaltung unsere Aufgabe ist. Sie ist ein Spiegel, ein Hinweis auf die geglaubte Kirche Jesus Christi, die sich ereignet, wo Evangelium in Wort und Sakrament geteilt wird.¹

Beim Nachdenken über den Bericht wurde mir das Wort aus 2.Kor 6 immer wichtiger, das dem Bericht vorangestellt ist. Es beschreibt die Spannungen, in denen sich die Kirche bewegt: „In allem erweisen wir uns als Beauftragte Gottes: als die Sterbenden, und siehe, wir leben; [...] als die Traurigen, aber allezeit fröhlich, als die Armen, aber die doch viele reich machen.“ (2.Kor 6,4.9f) Wir werden ärmer und sind doch reich durch unsere Botschaft, wir haben weniger Sicherheiten und doch eine große Hoffnung.

Die Sehnsucht nach den Bildern und die Zumutung der Offenheit

2022 haben wir fünf Prozesse zu Finanzen, Personal, Gebäuden, Verwaltung und einer neuen Grundordnung angestoßen, um die Rahmenbedingungen unseres Kircheseins zukunftsfähig aufzustellen. 2026 sollen so weit wie möglich Ergebnisse vorliegen, auch wenn die Umsetzung der Prozesse dann noch nicht abgeschlossen sein wird. Wir haben also Halbzeit. Sie werden in dieser Synodaltagung wichtige Zwischenschritte der einzelnen Prozesse kennenlernen und Entscheidungen dazu treffen. So manche Kontur der zukünftigen Evangelischen Kirche in Kurhessen-Waldeck wird sichtbar.

Konturen, das sind Umriss, äußere Linien eines Körpers, der sich vom Hintergrund abhebt. Es geht also noch nicht um das ganze Bild. Das ganze Bild jetzt schon zu beschreiben, halte ich für unmöglich. Zu viel ist in Bewegung, zu radikal und zu komplex in ihren Wechselwirkungen sind die Entwicklungen in unserer Welt. Diese Offenheit im Blick auf die Zukunft müssen wir weiter aushalten. Und das ist Zumutung und Chance zugleich.

So entstehen Möglichkeitsräume, in denen wir Kirchesein unter veränderten Bedingungen ausprobieren können und in denen Gottes Geistkraft wirken und uns bewegen kann. Und zugleich weiß ich, dass diese Offenheit schwer auszuhalten ist. In vielen Büchern über Veränderungsprozesse kann man nachlesen, dass es für das Gelingen von Transformationsprozessen klare, möglichst attraktive Visionen braucht.²

¹ Eine gute Erläuterung dieser Unterscheidung findet sich bei <https://www.kirche-neu-denken.de/stichwort-kirche/sichtbare-und-unsichtbare-kirche/>, abgerufen am 30.10.2024.

² Allerdings verändert sich das in der Literatur zu Organisationsentwicklung derzeit. Vgl. zur schwierigen Suche nach dem Zielbild auch den aktuellen Bericht zum Reformprozess, S. 15.

Genau das ist eine der großen Herausforderungen unseres Transformationsprozesses: Aus Vertrautem ziehen wir aus – nicht einfach in ein gelobtes Land, sondern eher in die Diaspora, in einen Zustand, in dem wir minderheitliche Kirche sind.

Wir sind als evangelische Kirche in Deutschland in einem Schrumpfungsprozess. Wir verlieren Mitglieder, wir verlieren finanzielle Ressourcen, wir verlieren durch Pensionierung viele Mitarbeitende und wir verlieren gesellschaftliche Relevanz. Und das führt dazu, dass wir nicht nur „zu groß gewordene Mäntel“ ausziehen müssen. Wir ringen intensiv darum, wie wir in den veränderten und sich weiter verändernden Rahmenbedingungen das Leben können, was Kirche ausmacht: Vom Glauben erzählen und Räume für Religion öffnen, Menschen segnend in Lebensübergängen begleiten und Gemeinschaft ermöglichen, Menschen in Notlagen helfen und unsere christliche Stimme in die Gesellschaft einbringen.

Dieser Weg in das „anders Kirche sein“ ist anstrengend und manchmal schmerzhaft. Er hat mit Loslassen, Abschiednehmen und Trauern zu tun. Darum kann ich verstehen, dass viele Haupt- und Ehrenamtliche im Moment sorgenvoll auf die Kirchenvorstandswahl im nächsten Jahr blicken und fragen: Werden wir genug Menschen finden, die sich für die Kirche engagieren wollen?

Dafür suchen wir sowohl Pionier*innen, also Menschen, die das „anders Kirchesein“ mit uns erkunden und gestalten wollen, als auch die, denen Kirche in ihrer derzeitigen Gestalt ans Herz gewachsen ist und die möglichst viel davon weiterführen wollen. Aus der bayerischen Landeskirche kann ich die ermutigende Erfahrung weitergeben, dass dort bei der KV-Wahl vor fünf Wochen die Suche nach Kandidat*innen erfreulich gelaufen ist. Sie ist vor allem dort gelungen, wo die Notwendigkeit von Veränderung klar kommuniziert und zum Mitgestalten eingeladen wurde.

Noch einen Einwand höre ich oft: Ihr beschäftigt euch so viel mit Strukturen und mit euch selbst. In Vielfalt und an unterschiedlichen Orten das Evangelium zu teilen, das benötigt Räume und Menschen: Angemessene Strukturen, damit wir miteinander unseren Aufgaben erkennbar, verlässlich und gut gerecht werden können. Weil wir wissen, warum und wozu wir Kirche sind, können wir auch über das „Wie“ unseres Kircheseins gemeinsam nachdenken.

Dabei gilt zugleich: Zu den Konturen der Kirche der Zukunft gehört zuallererst, dass wir weiter eine hörende Kirche sein werden. Eine Kirche, die auf Gottes Wort hört und auf das, was Menschen in unserem Kontext beschäftigt. Das Hören, nicht das Machen steht an erster Stelle. Das Hören und das Erleben, dass das, was wir hören, etwas in uns anrührt.

Wo wir auf Gottes Wort hören, gibt uns das Kraft und Hoffnung. Das hilft, Lebenswege in dieser komplexen und oft schwierigen Zeit zu finden. Wo wir Menschen zuhören, erkennen wir, wo wir als Kirche besonders gebraucht werden mit unserer Botschaft und mit unseren Gaben. Und wir hören, wo wir als Kirche diese Menschen brauchen, um anders Kirche zu werden. Es gehört für mich zu den ermutigenden Erfahrungen, dass wir in allem Loslassen und Verändern immer wieder erleben: die Botschaft trägt, fasziniert, spricht an. Weiterhin und immer wieder neu, bei Tauffesten oder im Gospelchor, im Flüchtlingscafé oder in der Schulseelsorge.

Säkularisierung fordert unser Kirchesein fundamental heraus

Doch, und damit bin ich bei einer der großen Herausforderungen für unser Kirchesein: Wir erleben, dass eine wachsende Zahl von Menschen diese Erfahrung nicht teilt. Für sie hat Religion keine Relevanz mehr oder noch nie gehabt. Auch Kirche und die Gemeinschaft der Glaubenden hat für sie keine Bedeutung. Dieses Phänomen beschreibt der Begriff Säkularisierung.

Die 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, die vor einem Jahr veröffentlicht wurde, hält uns das unmissverständlich vor Augen: Eine wachsende Zahl, inzwischen die Mehrheit der in Deutschland lebenden Menschen, steht Religion gleichgültig gegenüber oder lehnt Religion sogar aktiv ab und betrachtet Kirche nicht mehr als relevant. Die Austrittsbereitschaft steigt, die Distanz bzw. Gleichgültigkeit vieler Menschen im Blick auf Kirche wächst.³

In Diskussionen mit Engagierten in unserer Kirche höre ich öfter: Jede Firma, deren Produkt am Markt nicht mehr gefragt ist, verändert ihr Produkt, um wettbewerbsfähig zu bleiben. In dieser Logik sind wir seit 50 Jahren mit Gemeindeaufbauprogrammen unterwegs. Der Religionssoziologe Detlev Pollack bescheinigt uns, dass wir uns damit in ein Burnout-Programm hineinbegeben: Immer Neues, immer Anderes, immer noch mehr versuchen, denn irgendwas muss die Menschen doch ansprechen. Und entsprechend wird der starke Abbruch von Bindung an die Organisation Kirche als Versagen der Institution, auch als Versagen der Arbeit der Hauptamtlichen oder aller Mitarbeitenden gelesen.

Wenn wir uns Austrittszahlen genauer ansehen, dann stellen wir fest: Menschen treten nicht nur in den Gemeinden aus, in denen wenig läuft oder Pfarrstellen vakant sind. Sie treten auch da aus, wo es eine lebendige Gemeindegemeinschaft und kreative Mitarbeitende gibt. Sie treten aus, kurz nachdem sie berührende Taufen oder Konfirmationen gefeiert haben. Es gibt keinen unmittelbaren Zusammenhang zwischen konkreten gemeindlichen Aktivitäten und höherer oder geringerer Austrittsbereitschaft. Ein „optimiertes“ Angebot wird den Trend nicht stoppen oder gar umkehren.

Die Erfahrungen mit Austritten und wachsender Gleichgültigkeit werden von vielen Haupt- und Ehrenamtlichen als enttäuschend erlebt; sie hinterlassen Gefühle von Ohnmacht, Ratlosigkeit und Überforderung.

Das, was uns wichtig ist, ist für andere irrelevant. Das schmerzt. Das, was mein Leben trägt, interessiert andere Menschen nicht, auch unter meinen Nachbarn, Freundinnen, Menschen in meiner Familie, Sports- oder Arbeitskolleg*innen. Sie können damit nichts anfangen. Und diese Menschen sind nett, anständig, moralisch integer und es fehlt ihnen subjektiv an nichts. Sie engagieren sich ehrenamtlich und spenden. Sie sind nicht schlechtere Menschen, und sie sind nicht unglücklicher als wir Christinnen und Christen.

Warum ist das so? Soziolog*innen beobachten schon lange, dass die Bindung an Traditionen und Institutionen nachlässt. Zur-Kirche-Gehören ist nicht mehr Teil der Alltagskultur und dessen, was „sich gehört“. Es hat auch keine sozialen Folgen mehr, wenn man austritt. Ganz im Gegenteil, mancherorts scheint es zum Erwachsenwerden dazuzugehören, aus der Kirche auszutreten. Drin zu bleiben braucht Gründe, positive Gegenerfahrungen.

Zu den Austrittsgründen gehört auch, dass Menschen den Eindruck haben, sie brauchen die Kirche nicht, um an Gott zu glauben. Wie groß dieser Anteil der kirchenlos Religiösen ist und inwieweit sie weiterhin für kirchliche Angebote ansprechbar sind, darüber wird in Kirche und Theologie derzeit intensiv diskutiert.

³ Die 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD beschreibt in der deutschen Gesamtbevölkerung 56% Säkulare, 13% Kirchlich Religiöse, 25% Religiös-Distanzierte und 6 % Alternative. EKD: Wie hältst du 's mit der Kirche? Leipzig 2023, S. 14.

Doch auch diese Gruppe der religiös Suchenden kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass wir in Westeuropa eine tiefgreifende Säkularisierung erleben, in der immer mehr Menschen mit Religion nichts mehr anfangen können.

In den theologischen Diskursen um Säkularisierung schwingt eine sehr grundsätzliche Frage mit: Sind Menschen eigentlich an sich religiös und damit auf Transzendenzerfahrungen ansprechbar? Oder ist das tatsächlich etwas, das den einen gegeben oder geschenkt ist und den anderen nicht? So, wie die einen musikalisch sind und die anderen nicht?

Wir werden diese Frage auf dieser Synode nicht lösen können, aber der Umgang mit dieser Frage hat Folgen. Begegne ich Menschen, die nicht religiös sind, mit der Haltung des Verdachts, dass ihnen irgendetwas fehlt oder sie irgendwie defizitär sind? Oder akzeptiere ich, dass Menschen auch ohne Religion glücklich, engagiert und an christlichen Werten orientiert sein können?

Für eine Begegnung auf Augenhöhe, für gemeinsames Engagement in der Zivilgesellschaft und für die gemeinsame Suche nach Antworten auf die großen Fragen unserer Zeit braucht es aus meiner Sicht die Akzeptanz von Religionslosigkeit als einer möglichen und legitimen Lebensform in unserer Zeit.

Der niederländische Theologe Stefan Paas⁴ hat intensiv über Christsein in postchristlicher Zeit und in säkularen Gesellschaften nachgedacht. Er fragt: **Was können wir als Christ*innen von den anderen lernen für unseren Glauben und für unser Kirchesein?**⁵ Ich persönlich erlebe, dass ich bewusster reflektiere, welche Relevanz mein Glaube für mein Leben hat und versuche, in jeder Predigt darauf Antworten zu geben.

Paas fragt weiter: **Wie ist Säkularisierung theologisch zu bewerten?** Ist die Säkularisierung gegen Gottes Willen, gar Zeichen seiner Ohnmacht und Schwäche? Ist sie Ergebnis unseres Versagens und Ausdruck von Gottes Gericht über die Kirche? Oder ist sie die notwendige Kehrseite der Freiheit, selbst zu entscheiden, was und wie man glaubt?⁶ Vielleicht will Gott, dass wir als Kirche durch diesen Prozess gehen und unsere Rolle und unseren Platz klarer erkennen und deutlicher wahrnehmen?

Dann wäre Säkularisierung ein Prozess, der uns deutlich macht, dass der Ort der Kirche nicht bei Macht und Pracht ist, sondern an der Seite derer, die übersehen, überhört, übervorteilt werden. Dann trägt Säkularisierung zur Klarheit bei, wozu wir als Kirche da sind.

So gesehen ist Säkularisierung ein Prozess, durch den wir deutlicher erkennen, was auch der Apostel Paulus vor 2000 Jahren erkannt hat: Dass Gottes Kraft in den Schwachen mächtig ist (2.Kor 12,9); dass die Botschaft vom Kreuz Christi von vielen als Torheit wahrgenommen wird (1.Kor 1,18) und dass wir aus dieser Situation heraus glauben, lieben, hoffen.

Der Blick in die Bibel zeigt, dass Menschen in ihrem Weg mit Gott immer wieder umwälzende Erfahrungen gemacht haben und sich und ihren Glauben neu verstehen mussten. Das hat das Volk Israel im Exil erlebt und das haben die Jünger*innen Jesu nach der Kreuzigung und Auferstehung Jesu erfahren. Und sie haben entdeckt: Wir leben als Beauftragte Gottes in Spannungen und

⁴ Stefan Paas: Pilgrims and Priests, London 2019; wichtige Aussagen finden sich in <https://churchmissi-onsociety.org/anvil/pilgrims-and-priests-missional-ecclesiology-in-a-secular-society-stefan-paas-anvil-vol-35-issue-3/>, abgerufen am 30.10.2024.

⁵ Ebd. S. 18.

⁶ Ebd. S. 165. Vgl. dazu auch Jan Loffeld: Wenn nichts fehlt, wo Gott fehlt. Das Christentum vor der religiösen Indifferenz, Freiburg 2024.

paradoxen Erfahrungen: Wir leben als Traurige fröhlich, wir beschenken als arme Gemeinden andere reich, wir als „Nichts-Habende“ alles (2.Kor 6).

Das theologisch zu durchdenken und organisational zu bearbeiten, ist unsere Herausforderung.

Welche Konsequenzen hat die wachsende Säkularisierung für uns als Kirche? Sechs Einsichten

Erste Einsicht: Säkularisierung ist ein in allen westlichen Ländern stattfindender Prozess, den wir nicht aufhalten können.

Seine Ursachen sind vielfältig, seine Folgen auch. Mir ist wichtig, dass wir akzeptieren, dass kein kirchliches Programm diesen Prozess stoppen wird, so sehr wir uns auch anstrengen. Und diese Aussage gründet nicht in mangelndem Vertrauen auf die Kraft des Heiligen Geistes, sondern im Wahrnehmen von Gottes Geist in diesem Prozess. Das befreit von dem Druck, immer noch mehr zu versuchen, um vielleicht das Ruder doch noch herumzureißen oder „gegen den Trend“ zu wachsen. Aus dieser Tretmühle, die sicher in den organisationalen und spirituellen Burnout führt, müssen wir heraus. Auch aus theologischen Gründen. Es wird nicht mehr so werden, wie es früher einmal war.

Diese Einsicht ist nicht das Ende von Mission, sondern ihr realistischer Anfang.

Zweite Einsicht: Wir brauchen eine Strategie der Beidhändigkeit.

Es wäre theologisch falsch, wenn wir uns jetzt auf die 13% religiös-kirchlichen Menschen beschränken, also auf die, die sich uns verbunden fühlen, nach dem Motto: Die anderen sind sowieso verloren oder nicht erreichbar. Warum ist das falsch?

Der Auftrag „Gehet hin in alle Welt“, der gilt weiter. Und er kommt nicht aus einer Zeit, in der alle schon Christinnen und Christen waren, ganz im Gegenteil. Die ersten Christ*innen lebten als kleine Minderheit in einer Welt voller unterschiedlicher Religionen und Weltanschauungen. Eine Kirche, die sich nur noch nach innen, an ihre Mitglieder, wendet und jeden missionalen Impuls beibringt, die hat ihren Auftrag verlassen, Evangelium zu teilen.⁷

Wir bleiben also in dem Spagat, Kirchesein mit denen zu leben, die sich uns in dem verbunden fühlen, wie wir sind, und uns gleichzeitig um Kontaktflächen zu denen zu bemühen, die nicht mehr da sind oder noch nie da waren, und vor allem zu denen, die noch Kirchenmitglieder sind, aber über Austritt nachdenken, und das sind über 70% der Kirchenmitglieder.

Diesen Spagat, diese Herausforderung, verschiedene Wege des Kircheseins gleichzeitig zu leben, teilen wir mit vielen Kirchen. In der anglikanischen Kirche ist für diese Herausforderung das Bild

⁷ „Missional Kirche sein beschreibt eine Grundhaltung, die alle Formen und Gebiete kirchlicher Aktivitäten betrifft und umfasst. Es geht nicht um „Bekehrung“, es geht um Zuwendung, um einladende Verkündigung der Gnade, die allen gilt.“ Bericht der Bischöfin 2019 S. 13, https://www.ekkw.de/fileadmin/suchrelevant/ekkw_media/downloads/syn1902_bericht_bischoefin.pdf. Vgl. dazu auch Saayman: Eine missionale Kirche befindet sich 1. in einer westlichen, postmodernen Kultur, die in einer ehemals christlichen Gesellschaft lebt, 2. dort ihre Identität neu definieren muss und 3. eventuell neue Formen der Gemeinschaft entwickelt, die nicht als Weiterentwicklung der traditionellen Formen von Kirche stehen. Saayman, William: Missionary or missional? A study in terminology. Missionalia Vol 38, 5-16, (2010), S. 10ff.

der „**mixed economy**“ gefunden worden, um das **Miteinander von traditionellen und innovativen Formen von Kirche** zu beschreiben. Mit dem Begriff wird eine Haltung, ein theologisches Konzept und ein rechtlicher Rahmen beschrieben, die dieses Miteinander verschiedener Formen von Kirchesein ermöglichen und ausdrücklich bejahen.⁸

Kirchen wie die Evangelische Kirche im Rheinland (EKiR) und die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland (EKM) haben durch die Entwicklung von Erprobungsräumen strukturell dafür gesorgt, dass es neue missional ausgerichtete kirchliche Orte neben den traditionellen Ortsgemeinden gibt. Und sie suchen jetzt nach Wegen, wie beides in der Landeskirche Platz und Ressourcen findet und sich gegenseitig befruchtet.

Auch bei uns entwickeln sich an einigen Orten andere Formen des Kircheseins: UND-Marburg als neue Gemeinde ist ein Beispiel dafür, intensiv sozialräumlich agierende Gemeinden oder auch Kirche auf Zeit wie auf dem Hessentag oder der Landesgartenschau sind weitere Beispiele. Meist suchen sich solche Laboratorien für „Kirche anders“ neue Orte oder sie entstehen, weil ein bisheriges Konzept von Gemeinde an sein Ende gekommen ist.

Personalpolitisch hat der Prälat auf diese Entwicklung reagiert, indem er in den Pfarrstellenbudgets ab 2026 Stellenanteile für missionale Arbeit ausgewiesen hat und Kirchenkreise ermutigt, neue Wege zu gehen und andere Formen des Kircheseins zu erproben. Noch sind diese Versuche zaghaft; das erlebt auch der Vergabeausschuss für den Innovationsfonds. Doch je dünner die Personaldecke in manchen Regionen wird, desto deutlicher wird, dass wir die bisherigen Formen, Kirchesein zu leben, nicht einfach weiter dehnen und gestalten können mit ein paar innovativen Zusätzen, sondern dass es andere Formate braucht: exemplarisch gestaltet, regional gedacht, kooperativ und interprofessionell entwickelt.

Innovation braucht die Erlaubnis, bestehende Angebote nicht weiterzuführen, um Zeit für Neues zu finden. Wir brauchen die, die Neues gestalten, auch wenn das zu Konflikten führt. Und je mehr das wird, desto drängender wird die Aufgabe, das Miteinander dieser unterschiedlichen Formen des Kircheseins zu gestalten. Auch das ist für das Christentum keine neue Aufgabe. Schon das Apostelkonzil in Apg 15 oder die Evangelien spiegeln das gestaltete und manchmal auch spannungsvolle Miteinander unterschiedlicher Gemeindeformen und unterschiedlicher Selbstverständnisse.⁹

Dritte Einsicht: Wir suchen ein Miteinander verschiedener Finanzierungsmodelle.

Säkularisierung ist keine Folge der Kirchensteuer. Wir sehen die gleichen Entkirchlichungsentwicklungen in Ländern, die keine Kirchensteuer haben. Die Vorstellung, man müsse nur die Kirchensteuer abschaffen und die Menschen würden wieder in Scharen am kirchlichen Leben

⁸ Sandra Bills: Der schwierige Sprung von der Erprobung in den Regelbetrieb: Ambidextrie als Verstehenshilfe für zähe Transformationen, *Praktische Theologie* 59/3 (2024), S. 152-159, hier 156. Vgl. auch *Pastoraltheologie* 2020/1.

⁹ Vgl. z.B. das Miteinander von christlicher Hausgemeinde und umherziehenden Anhängern Jesu, das sich in Lk 10,38-42 spiegelt. Sandra Bills beschreibt die Gleichzeitigkeit verschiedener Modi von Kirchesein als strukturelle Ambidextrie, vgl. Bills, S. 154.

teilnehmen, ist ein Trugschluss, das zeigt der Blick etwa in die Niederlande. Auch empirische Untersuchungen bestätigen das.¹⁰

Derzeit haben wir es mit konkurrierenden Logiken von Bindung und Finanzierung zu tun. Für die einen ist die Kirchensteuer ihr Mitgliedsbeitrag zu all dem, was die Kirche vor Ort und anderswo tut. Sie verstehen sie als wirkungsvollen Beitrag zu einer Solidargemeinschaft, der sie aus Überzeugung angehören.

Für andere ist die Kirchensteuer Teil einer Logik, die für sie wie ein Krankenhaus funktioniert. Es ist gut, dass es da ist; ich bin auch bereit, durch meine Steuer zu seiner Erhaltung beizutragen. Ich gehe hin, wenn ich es brauche, in Krisen, bei Lebensübergängen, in Katastrophen. Aber in meinem Alltag spielt es selten eine Rolle und ich gehe höchstens hin, um Angehörige zu begleiten, wenn die es brauchen.

Daneben entwickelt sich zunehmend die Restaurantlogik.¹¹ Ich gehe hin, wenn ich Lust auf ein bestimmtes Angebot habe, ich bezahle für das, was ich dort kriege. Die Idee einer Mitgliedsgebühr ist in dieser Logik fremd. Eine gewisse Bindung kann trotzdem entstehen: Manche bleiben ihrem Lieblingsrestaurant über Jahre treu, andere probieren mal hier oder mal da.

Wie gehen wir als Kirche mit diesen unterschiedlichen Logiken um? Schon länger diskutieren wir über unterschiedliche Modelle der Zugehörigkeit und über unterschiedliche Bindungslogiken. Groß ist dabei die Sorge, bisher gut tragende und gerechte Strukturen zu zerstören. Überzeugende Alternativen fehlen zurzeit noch. Kann es hier ein gutes Nebeneinander verschiedener Modelle geben?

Vierte Einsicht: Wir müssen uns verabschieden von dem Anspruch, „Volkskirche qualitativ weiterzuentwickeln“.

Unter der Überschrift „Volkskirche qualitativ weiterentwickeln“ wurde in der EKKW vor zehn Jahren der Reformprozess 2026 angestoßen.

Mit dem Begriff der Volkskirche verbinden sich unterschiedliche Aspekte: Zu Volkskirche gehört, dass ein großer Teil der Bevölkerung zur Kirche gehört, dass es enge Verbindungen zwischen Staat und Kirche gibt, meist auch eine staatliche Förderung der Kirche. Und die Kirche hat eine prominente Rolle im Leben der Menschen und im öffentlichen Leben, bei Festen oder bei Katastrophen. Dieses Modell von Kirche gibt es nicht nur in Deutschland, sondern auch in Skandinavien.¹²

Im Moment erleben wir in Deutschland **Volkskirche im Übergang zu etwas Neuem**. Nicht mehr da ist (s.o.) die selbstverständliche Kirchenmitgliedschaft einer Bevölkerungsmehrheit.

¹⁰ Felix Roleder: Verbundenheit, Vertrauen, Austrittsbereitschaft, ZThK 120, 2023, S.81–123, S. 108: Überraschenderweise fällt, trotz umfassender Analyse, die statistische Bedeutung der Kirchensteuer für die Austrittsbereitschaft im Ergebnis marginal aus. Roleders Analysen beziehen sich auf die Ergebnisse der 5. KMU. Der Auswertungsband zur 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, der Anfang Dezember erscheint, analysiert: „Alles in allem kann festgehalten werden, dass eine Abschaffung oder ein altersabhängiges Aussetzen der Kirchensteuer nicht zu einem signifikanten Rückgang der Kirchengaustritte führen dürfte.“; David Gutmann u.a.: Streitthema Kirchensteuer. Ein differenzierter Blick lohnt, S. 114-130, hier S. 125

¹¹ Vgl. Paas, S. 23ff.

¹² Vgl. Paas, S. 45, Martin Hein: Art. Volkskirche I./II., in Religion in Geschichte und Gegenwart, 4. Aufl., Bd. 8 (2005), 1184-1186; Reiner Preul: Art Volkskirche IV. a.a.O., 1186f.

Noch da ist das Miteinander verschiedener Frömmigkeitsstile und Bindungsformen: Im Unterschied zu den Freikirchen hat es in der Volkskirche immer schon Menschen gegeben, die sich stark für die Gemeinde engagiert haben und andere, die kirchliches Angebot selten oder nie genutzt haben. Diese Pluralität und die Fähigkeit, unterschiedliche Bindungsformen auszubalancieren, müssen wir uns bewahren. Sie ist eine wichtige Eigenschaft für die Zukunftsfähigkeit von Kirche, weil wir gesellschaftlicher Pluralität so eher gerecht werden.

Noch und weiterhin da ist die Haltung, dass Kirche für alle da ist, nicht nur für die Mitglieder. Die Sendung hin zu „allem Volk“, in „alle Welt“, die bleibt auch in einer Kirche, die sich nicht mehr im bisherigen Konzept der Volkskirche bewegt.

Wir haben, das zeigt die 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, nach wie vor eine große Reichweite in der Gesellschaft. Menschen schätzen unser soziales Engagement und gehen selbstverständlich davon aus, dass Kirche diese Angebote von der Kita bis zur Notfallseelsorge weiterhin bietet, auch wenn sie selbst dazu keinen Beitrag mehr leisten. Kirchenvorstände, die Kitas schließen oder Gemeindehäuser verkaufen müssen, bekommen diese Erwartung massiv zu spüren. Und da müssen wir ganz klar sagen:

„Liebe Mitbürger*innen, wenn ihr wollt, dass wir als Kirche weiterhin in dieser Breite Dienste für unsere Gesellschaft leisten, dann müsst ihr das auch weiterhin finanziell unterstützen, entweder durch euren Mitgliedsbeitrag, also die Kirchensteuer, oder durch verlässliche Spenden oder durch andere Formen der gesellschaftlichen Förderung.“

Vor zehn Jahren hat mein Vorgänger Martin Hein die nötige qualitative Weiterentwicklung von Volkskirche in mehreren Bereichen gesehen: in der wachsenden Mitwirkung vieler im Gottesdienst, in der Förderung des Ehrenamts, in der ortsnahen Diakonie und vor allem in Bildungsaufgaben gerade bei jungen Menschen und in der Öffentlichkeitsarbeit.¹³ Diese Entwicklungsaspekte haben weiterhin für uns Bedeutung.

Dennoch kann in dem „qualitativ weiterentwickeln“ ein Anspruch stecken, der – so mein Eindruck – in den teilweise grundlegenden Transformationsprozessen, in denen wir stehen, zu wenig Raum öffnet für Innovatives und ganz anderes Kirchesein und für das notwendige Loslassen. Es geht nicht mehr um „Weiterentwickeln“ im Sinn von immer mehr und immer besser oder auch einfach „weiter so“. Es geht um Kirchesein in anderen Formen, mit anderen Zugehörigkeitsformen und in Vielfalt, vor allem exemplarisch und mit dem Mut zu Lücken und Pausen.

Das Konzept „Volkskirche“ wird im kirchentheoretischen Diskurs zunehmend abgelöst durch die Rede von der „öffentlichen Kirche“, die auch als Minderheit öffentlich einsteht für ihre Grundüberzeugungen.¹⁴

Fünfte Einsicht: Wir werden minderheitliche Kirche.

¹³ Martin Hein, Verbindliche Volkskirche. Bericht des Bischofs zur Herbsttagung der Landessynode 2014, Kassel 2014.

¹⁴ Die Evangelische Kirche im Rheinland hat 2021 ernst genommen, dass wir unseren „Anspruch“ auf öffentliche Wahrnehmung verändern müssen, wenn nur noch eine Minderheit zu einer christlichen Kirche gehört. „Lobbyistin für Gottoffenheit, Teamplayerin und Agentin des Wandels“ hat sie diese neue Rolle in einer vielfältigen, religiös pluralen und zunehmend auch säkularen Gesellschaft umschrieben: <https://landessynode.ekir.de/wp-content/uploads/sites/2/2021/01/Beschlussvorlage-Lobbyistin-der-Gottoffenheit.pdf>

Die Bibel hat für die Erfahrung, als Christinnen und Christen eine Minderheit in einer religiös pluralen Gesellschaft zu sein, das Bild der Diaspora gefunden. Diaspora war der Normalzustand der ersten Gemeinden im Neuen Testament. Bei der Frage, wie Kirche in der Diaspora aussehen wird, finden wir bei unseren Nachbarkirchen viele Anregungen.

Die Gemeinschaft der evangelischen Kirchen in Europa (GEKE) hat in den letzten zehn Jahren intensiv über Kirche in der Diaspora nachgedacht. Die meisten protestantischen Kirchen in Europa leben schon lang als Minderheit in ihrer Gesellschaft.¹⁵ Wie die ersten Christen befinden sie sich in der „Diaspora“, wörtlich übersetzt: in der „Einstreuung“: „Von Gott eingestreut zu sein, um gute Frucht für sich selbst und andere zu bringen, bedeutet dann, als Einstreuung Wege zu erkunden, um in Wort und Tat Zeugin der frohen Botschaft des universalen Heils- und Liebeswillens Gottes zu sein.“¹⁶

Die GEKE hat diese Rolle mit dem Bild der Pusteblythe verbunden. Die Samen des Löwenzahns verteilen sich überall und schlagen auch unter schwierigsten Bedingungen Wurzeln. Gartenbesitzer können ein Lied davon singen.

Kirche in der Diaspora heißt nicht, ein kleines, versprengtes Häuflein zu sein, das sich selbst genug ist und hinter Kirchenmauern zurückzieht. Kirche in der Diaspora betont die Fähigkeit und die Notwendigkeit, Bündnisse mit anderen Kirchen und mit anderen Akteur*innen der Zivilgesellschaft einzugehen. Denn nur gemeinsam lassen sich Aufgaben bewältigen und Ziele erreichen.

Solche Kirchen blicken über ihren Tellerrand und werden zu Brückenbauern: „Als Diaspora setzt sich die Kirche für ein gutes Zusammenleben und besseres Miteinander ein, im unmittelbaren kirchlichen Umfeld, in der Region, der Gesellschaft, ja auf dem Kontinent und – nicht zuletzt angesichts der Klimakrise – in der Welt, in der man gemeinsam lebt. Sich als Einstreuung zu verstehen bedeutet daher, Kirche für und mit anderen zu sein.“¹⁷

Mario Fischer, der Generalsekretär der GEKE, beschreibt einige Chancen von Kirchen in der Diaspora: „Da sie nicht über rechtliche Privilegien oder finanziellen oder politischen Einfluss verfügen, müssen Minderheitskirchen mit Argumenten überzeugen, wenn sie ihre Stimme erheben. So beteiligen sie sich an öffentlichen Meinungsbildungsprozessen, lassen die Stimme des Evangeliums ertönen und nehmen sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten der Nöte der Menschen in der Gesellschaft an. So verstandene Öffentliche Theologie ist für Diasporakirchen wichtig, um als Same in der Gesellschaft zu wirken.“¹⁸

Dietrich Sagert, der als Theaterregisseur am Zentrum für evangelische Gottesdienst- und Predigtkultur der EKD tätig ist, ergänzt dazu: Dabei gilt es „das Minderheitliche als potentielles und schöpferisches Werden“ vom „Mehrheitliche[n] als homogenes und konstantes System“ zu unterscheiden. Minderheitlich bedeutet, ein schöpferisches „Werden zu ermöglichen“, über das sich nicht „wie über ein Eigentum verfügen“ lässt, das vielmehr von seinen Möglichkeiten her zu denken ist. (...) Die Mehrheit setzt ein „Rechts- und Herrschaftsverhältnis voraus“. (...) Ein

¹⁵ Diese Erfahrungen machen auch Kirchen etwa der Niederlande und der Schweiz, die durch eine schnellere Säkularisierung von der Mehrheits- in eine Minderheitenrolle gewechselt haben.

¹⁶ GEKE focus 30, Beziehungsreichtum – Die Diaspora der Kirche als gemeinsame Aufgabe, Wien 2022, S. 7.

¹⁷ Ebd. S. 15.

¹⁸ Mario Fischer, Welche Früchte trägt die Theologie der Diaspora?, in Gustav-Adolf-Werk (Hg.): Graswurzel oder Heiliger Rest? S. 142-152, hier S. 146.

Minderheitlich-Werden hingegen beginnt immer dort, wo jemand ein klein wenig abweicht vom Modell der Mehrheit, wo eine Lücke entsteht, eine Irritation, ein Widerspruch, ein Moment der Unordnung.“¹⁹

Sechste Einsicht: Empirische Erkenntnisse helfen uns bei einem zielgruppengenauen, auftragsgemäßen Einsatz unserer Ressourcen.

In meinen bisherigen Überlegungen (s. zweite Einsicht) wurde schon deutlich, dass wir eine doppelte Strategie brauchen: Die, die da sind, stärken, und gleichzeitig hinausgehen, Kirche für andere öffnen, in neuen Formen gestalten. **Wie gelingt solche „strukturelle Ambidextrie“**, wie das organisationssoziologisch übersetzt heißt? Machen wir das arbeitsteilig? Die einen dies, die anderen das? Oder an einem Ort so, am anderen anders? Über diese Frage müssen wir dringend ins Gespräch kommen und Strategien entwickeln.

Deutlich ist jedenfalls: Der Auftrag, „die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an *alles Volk*“²⁰, der ist kaum umsetzbar. Selbst um vielen vieles zu bieten, fehlen uns immer mehr die Ressourcen. Wir sind gezwungen, Prioritäten zu setzen, wen wir besonders ansprechen bzw. auf welchen Wegen wir Kontaktflächen suchen und gestalten, die nachhaltig und ausstrahlungstark sind für die Menschen, die religiös auf der Suche sind.

Aus meiner Sicht können dabei empirische Untersuchungen wie die 6.Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung helfen, denn sie zeigen uns über die eigene Erfahrung hinaus systematisiert, wo Menschen offen für Kontakt zu Religion und Kirche sind und wie nachhaltige Bindungen entstehen. Auch die Visualisierung von Daten in Karten und Übersichten, wie wir sie derzeit in einem Geoinformationssystem (GIS) erarbeiten, kann dazu beitragen.²¹

Was sehen wir da? „Kirchliche Arbeit wird von den Menschen insbesondere dort als relevant und bindungsstärkend wahrgenommen, wo sie sich auf die biografischen Situationen der Menschen einlässt.“²² Mit anderen Worten: Vor allem die Kasualorientierung erweist sich als bindungsrelevant. Dazu habe ich in meinem Bericht bei der Herbstsynode 2023 ausführlich gesprochen, das brauche ich hier nicht wiederholen. Ich bin dankbar, dass wir dabei sind, eine Kasualstrategie zu entwickeln, um diesen Impuls, der sich in Tauffesten, in Angeboten zum „einfach heiraten“ oder im Zentrum für Trauerkultur, in Kasualagenturen und Segensfesten niederschlägt, in unserem kirchlichen Handeln konsequent weiterzuführen.

Die empirischen Befunde zeigen auch, dass die Familie als zentrale religiöse Sozialisationsinstanz nach wie vor wichtig ist, ja, dass das soziale Umfeld entscheidend für die Entwicklung einer Beziehung zur Kirche ist. Aber genau das wird weniger, weil viele Eltern selbst keinen Bezug zu Kirche und Religion mehr haben. Darum wird die Arbeit in der Kita, aber auch in Religionsunterricht und Konfi-Arbeit umso wichtiger.

Das bedeutet aber nicht, dass wir in diesen Feldern einfach weiterarbeiten wie bisher. Religionsunterricht in der bisherigen Form verliert gerade seine Plausibilität und wird in vielen Schulen als

¹⁹ <https://predigtzentrum.de/blog/minderheitlich-werden/>, abgerufen am 30.10.2024.

²⁰ 6. These der Barmer Theologischen Erklärung: Der Auftrag der Kirche, in welchem ihre Freiheit gründet, besteht darin, an Christi Statt und also im Dienst seines eigenen Wortes und Werkes durch Predigt und Sakrament die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk. <https://www.ekd.de/Barmer-Theologische-Erklärung-Thesen-11296.htm>

²¹ Am GIS der EKKW wird zurzeit noch gearbeitet. Die EKD stellt ab Dezember einen Ökumenischen Kirchenatlas mit regionalen Erkenntnissen aus der KMU zur Verfügung: <https://kmu.ekd.de/kirchenatlas>.

²² Felix Roleder: Verbundenheit, Vertrauen, Austrittsbereitschaft, ZThK 120 (2023/1) S. 81-123, S. 96.

nicht mehr organisierbar wahrgenommen. Hier braucht es dringend neue, ökumenische Konzepte. Und Konfirmandenarbeit muss angesichts der Strukturveränderungen in den Regionen stärker als regionale Aufgabe gestaltet werden. Ich hoffe, dass die Impulse und Begleitungsangebote des RPI hier stärker wahrgenommen werden.

Eine empirische Erkenntnis will ich noch weitergeben, weil sie mich erleichtert hat: „Kybernetisch relevant ist weiterhin die Beobachtung, dass keine bzw. keine nennenswerte Beeinträchtigung der Kirchenverbundenheit durch Gemeindefusionen feststellbar ist.“²³

Was sehen wir schon? Konturen der Kirche der Zukunft

Nun möchte ich ein paar Konturen der zukünftigen Kirche hier in Kurhessen-Waldeck weiterführend beleuchten.

Erste Kontur: Die Kirche der Zukunft wird eine Kirche in Vielfalt sein.

Evangelische Kirche in Kurhessen-Waldeck wird vielfältiger sein: Es wird nicht überall das gleiche kirchliche Leben geben. Es wird Regionen mit einer starken evangelischen Präsenz geben, die auch noch ziemlich flächendeckend sein wird. Es wird Regionen geben, in denen Menschen unserer Kirche eher exemplarisch oder punktuell, über Schwerpunktkirchen begegnen werden. Mancherorts wird die evangelische Kirche intensiv mit der katholischen Kirche zusammen Gebäude bewirtschaften und Aufgaben wahrnehmen. Andernorts wird es gute Zusammenarbeit mit der Diakonie und anderen Partnern im Sozialraum geben.

Manches werden wir loslassen und aufhören, damit sich andere, neue Formen von Kirchesein entwickeln. Es wird vielleicht auch Regionen ohne aktives kirchliches Leben geben. Das hängt davon ab, ob sich Menschen jetzt miteinander auf den Weg machen, um das Kirchesein der Zukunft zu entwickeln oder im Bisherigen verharren.

Diese Vielfalt ist eine strategische Herausforderung, denn sie bedeutet: Es gibt nicht mehr Normen wie „1700 Menschen – eine Pfarrstelle“, oder: „in jedem Kirchengebäude regelmäßig Gottesdienst nach Agende 1.“ Und im Blick auf Ressourcen werden wir verstärkt die Frage diskutieren: **Ist es sinnvoll, das Wenige gleichmäßig zu verteilen oder bilden wir Schwerpunkte und setzen kriteriengeleitete Prioritäten?** So machen wir das z. B. im Vergabeausschuss für den Innovationsfond schon.

Zweite Kontur: Die Kirche der Zukunft wird regio-lokal sein.

Schon mit der Einrichtung der Kooperationsräume 2016 war klar: Kirche der Zukunft gelingt nicht, wenn jede Kirchengemeinde für sich agiert. Wir müssen Kirche stärker regional denken und zusammenarbeiten. Nicht alle müssen alles an jedem Ort machen.

Waren die Kooperationsräume anfangs für viele eine wenig greifbare Idee, so gewinnen sie durch die wachsende Zahl an Vakanzten und andere Entwicklungen an Bedeutung. In immer mehr Regionen gibt es gemeinsame Gottesdienstkonzepte, einen regionalen Gemeindebrief, gemeinsame Konfirmand*innen- und Jugendarbeit. Die Einführung der Verwaltungsassistenzen für die Kooperationsräume und die Implementierung der Plattform churchdesk für die digitale Zusammenarbeit

²³ Ebd. S. 104.

auf der Ebene der Kooperationsräume erleichtern die Zusammenarbeit und die Kommunikation und bieten sinnvolle Entlastung.

Gleichzeitig stellen wir jetzt, nach fast zehn Jahren, fest: Kooperationsräume sind veränderlich. In vielen Kirchenkreisen werden sie gerade neugebildet, weil die ersten Zusammenschlüsse zu klein geworden sind. Und darum ist es gut, dass wir nicht eine neue Rechtsgröße aus den Kooperationsräumen gemacht haben, die uns in den Veränderungen fesselt. Vor allem in den Städten, z. B. in Kassel, Marburg, Fulda und Eschwege gibt es Überlegungen, dass sich die Gemeinden im Kooperationsraum zu einer Gemeinde zusammenschließen. So rücken Gemeinden zusammen, um lebendige Kirche für die Stadt zu sein.

Vor allem in den ländlichen Regionen ist die große Herausforderung für die regio-lokale Kirche die Mobilität. Wie weit fahren Menschen für ein kirchliches Angebot? **Was bewegt Menschen dazu, für einen Gottesdienst ins Nachbardorf oder in die Nachbargemeinde zu gehen?** Inwieweit bleibt die Kirche im Dorf der zentrale Identitätsanker? In den Diasporagebieten unserer Landeskirche kennen die Gemeinden die Herausforderung durch Mobilität schon, andernorts werden wir weiter erproben und Erfahrungen sammeln.

Zu diskutieren ist auch die Frage: **Ist jede Einzelgemeinde noch eigene Körperschaft öffentlichen Rechts mit allen Rechten und Pflichten?** In manchen Landeskirchen ist der Körperschaftsstatus inzwischen an eine Mindestgröße von z. B. 300 Mitgliedern gebunden.²⁴ Der Grundordnungsprozess macht hier einen Vorschlag, der auch andere Strukturformen ermöglicht. Dann hätte jedes Dorf weiterhin einen Gemeindeausschuss, der das kirchliche Leben gestaltet, und der Kirchenvorstand verwaltet die Ressourcen für eine größere Region. Vielleicht werden solche Strukturen es in Zukunft leichter machen, Mitwirkende zu finden?

Dritte Kontur: Die Kirche der Zukunft wird ökumenisch(er) sein.

Die 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung zeigt sehr deutlich, dass Konfessionen für viele Menschen an Bedeutung verlieren.²⁵ Entscheidend ist: Bist du Christ*in oder nicht? Die Rahmenvereinbarung mit dem Bistum Fulda ist ein wichtiger Schritt in unserer Region, um möglichst viele Aufgaben gemeinsam oder in gegenseitiger Vertretung miteinander wahrzunehmen und zu einer Haltung gegenseitiger Ergänzung zu finden. Bei einem Besuch beim neuen Erzbischof von Paderborn hat dieser eine ähnliche Rahmenvereinbarung für Waldeck in Aussicht gestellt.

Vierte Kontur: Die Kirche der Zukunft wird segnende Kirche sein.

Das gehört zu den überraschenden und ermutigenden Erfahrungen unserer Kirche in den letzten Jahren: Wo wir Menschen ganz konkret durch Worte und Zeichen zusprechen „Gott sieht dich, Gott begleitet und stärkt dich“, da lassen sich Menschen gerade in diesen unruhigen, krisenhaften Zeiten anrühren und segnen oder gar taufen. Das wollen wir durch unsere Kasualstrategie stärken.

Fünfte Kontur: Kirche der Zukunft wird engagiert Nächstenliebe über Grenzen hinweg leben.

Wir erleben in Deutschland wie in vielen anderen Ländern, dass Migration zunehmend von bestimmten politischen Parteien als Riesenproblem dargestellt wird. Und es werden sichtbare oder

²⁴ <https://www.ekbo.de/news-detail/mindestgroessen-fuer-kirchengemeinden-beschlossen>, abgerufen 5.11.2024.

²⁵ EKD: Wie hältst du's mit der Kirche? S. 70f.

unsichtbare Mauern errichtet zwischen den Menschen, die dazu gehören oder willkommen sind, und denen, die draußen bleiben und keine Solidarität erfahren sollen.

Die biblische Botschaft spricht da deutlich eine andere Sprache. Nächstenliebe gilt besonders für Geflüchtete und Notleidende aus anderen Völkern und Kulturen, daran lassen die Tora und die Propheten, Jesus und die Apostel keinen Zweifel. Und auch die Paradiesgeschichte christlicher Nächstenliebe, der barmherzige Samariter, berichtet von einem, der selbst aus einer diskriminierten ethnischen Gruppe kam und einfach geholfen hat, wo jemand in Not war.

Menschen aus anderen Kulturen bereichern unsere Gesellschaft vielfältig und bringen andere Formen christlichen Glaubens mit sich, von denen wir in persönlichen Begegnungen und gutem Miteinander lernen können.

Wo wir als Gemeinden unsere Türen für Geflüchtete öffnen, wo wir durch Hausaufgabenhilfe, Sprachunterricht oder Willkommenscafés, manchmal auch durch Kirchenasyl Menschen Zuflucht und Beheimatung bieten, da geben wir ein sichtbares und spürbares Zeugnis der Liebe Gottes, die allen Menschen gilt, unabhängig von Herkunft, Hautfarbe oder Religion. Das engagierte Eintreten gegen Rassismus und Fremdenhass gefällt nicht allen, es wird zunehmend riskant. Aber es ist ein Zeugnis, das wir der Welt schulden, klug in den Methoden und deutlich in der Position. Dazu wird auch diese Synode einen Beitrag leisten.

Sechste Kontur: Die Kirche der Zukunft wird sensibel für Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt sein.

Die Kirche der Zukunft wird von einer Kultur geprägt sein, die sensibel für Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt ist. Die Berichte über Fälle sexualisierter Gewalt in den christlichen Kirchen, auch bei uns in der evangelischen Kirche, haben viele Menschen aufgeschreckt. Sexualisierte Gewalt und die Tabuisierung und Verdrängung von solchen Erfahrungen im kirchlichen Raum haben viel Leid verursacht und Vertrauen in die Kirche zerstört. Unsere Aufgabe als Kirche ist es, durch konsequente Prävention, beherrzte Intervention und entschlossene Aufarbeitung zu einer anderen Haltung und einer anderen Kultur im Umgang mit sexualisierter Gewalt zu kommen.

Wir erleben: Die Auseinandersetzung mit Schutzkonzepten in jeder Kirchengemeinde, die Teilnahme von allen Hauptamtlichen und möglichst vielen Ehrenamtlichen an Fortbildungen zum Thema „sexualisierte Gewalt erkennen und verhindern“ setzt Veränderungen in Gang. Menschen trauen sich, eigene Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt und Missbrauch anzusprechen. Und es sind sehr, sehr viele Menschen, die sexuelle Übergriffe erleben, nicht allein in der Kirche, oft auch in der Familie, in der Schule, im Arbeitsleben, im Sport. Und selten finden sie Orte, wo sie darüber sprechen können und wo ihnen geglaubt wird. Haupt- oder Ehrenamtlichen, die mit solchen Erfahrungen konfrontiert werden, werden durch die Fortbildungen sicherer in ihrer Reaktion. Sie nehmen sensibel Gewalt wahr, schützen Betroffene, verhindern Tatmöglichkeiten und wirken mit bei der Aufarbeitung von Geschehenem.

Das erfordert Mut und Klarheit. Das braucht intensives theologisches Nachdenken über Sünde, Schuld, die richtige Rede von Vergebung, über Liebe und Macht und eine hohe Sensibilität in unserer Sprache und unseren Texten für die Dimensionen von Gewalt. Unser Ziel, unsere Aufgabe ist es, eine Kirche zu werden, die sensibel für Gewalterfahrungen ist, in der über solche Erfahrungen gesprochen werden kann und in der entschieden daran gearbeitet wird, solche Erfahrungen

möglichst zu verhindern. Der Weg dahin ist noch weit, aber dieses Ziel ist sehr klar und wir sind ihm verpflichtet.²⁶

²⁶ Kerstin Claus bei EKD-Synode 2019, https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/03-3-Bericht-Mitglied-Betroffenenrates-Claus.pdf, abgerufen am 30.10.2024.

Siebte Kontur: Die Kirche der Zukunft wird Sorgenetz sein.

Für viele Menschen ist Diakonie das Gesicht der Kirche, das sie wahrnehmen. Innerhalb der Kirche bewegen wir uns oft in einem spannungsvollen Miteinander zwischen organisierter Diakonie und verfasster Kirche. Diakonische Unternehmen werden als fremd erlebt oder kaum wahrgenommen.²⁷ In meiner Vision von der Kirche von morgen gestalten wir ein intensives Ineinander von Kirche und Diakonie. Es realisiert sich in Sorgenetzen.

Ein Beispiel ist mir beim Besuch einer Diakoniestation begegnet. Ihre Trägerschaft geht an ein diakonisches Unternehmen über. Das eröffnet den beteiligten Gemeinden neue Möglichkeiten, weil nicht mehr Finanz- und Personalfragen im Vordergrund stehen. Sie können jetzt in Zusammenarbeit mit der Diakoniestation ein Netz gegen Einsamkeit spannen und nachbarschaftliches Miteinander da fördern, wo Familie und professionelle Pflege an ihre Grenzen kommen.

Zusammen mit der Diakonie Hessen²⁸ wollen wir in Nordhessen exemplarisch solche Sorgenetze knüpfen und erkunden: Was braucht es, damit das gelingt? Welche Strukturen, welche Denklogiken behindern solche Netze? Wie ermuntern wir möglichst viele Akteure in einer Region dazu, an solchen Netzen mitzuknüpfen? Aus meiner Sicht sind solche Sorgenetze ein wichtiger Impuls angesichts der immer kritischeren Situation in der Pflege. Und ich hoffe, dass wir als Kirche hier ein starker Netzwerkknoten sein werden.

Achte Kontur: Die Kirche der Zukunft wird eine hörende, betende, feiernde und singende Kirche sein.

Im Juni habe ich an e3, einer Veranstaltung der Ev. Jugend in der EKKW für ihre Mitarbeitenden teilgenommen. In einem Workshop wurden dabei auch Zukunftsfragen der evangelischen Kirche diskutiert.

Am Ende wurden die jungen Menschen gefragt, was sie tun würden, wenn die Institution Landeskirche zusammenbrechen würde. Es gab verschiedene vorgegebene Antwortmöglichkeiten. Als erster Schritt verständigten sich die Teilnehmenden auf folgende Antwort: „Wir treffen uns privat mit anderen Interessierten und feiern Andacht.“

Da schließt sich der Kreis, denn genau da hat es vor 2000 Jahren angefangen: Menschen treffen sich, teilen Evangelium und Leben, singen, beten und feiern miteinander und öffnen sich für die Nöte und Sorgen der Menschen um sie herum. Das wird bleiben, egal, wie wir uns verändern.

Ich danke allen, die an diesem Bericht mitgedacht haben²⁹, und Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!

²⁷ Im Zuge der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung habe ich hier erstaunliche Debatten erlebt, die das Religiöse und das Soziale trennen und das Religiöse als das Eigentliche, das Soziale als das Zweitrangige, Folgende beschreiben. Aber vielleicht ist das Soziale die Inkarnation des Religiösen und die zentrale Kontaktfläche zu Religion und damit der Ort, wo unsere „Glaubwürdigkeit“ sichtbar wird?

²⁸ Vgl. den Bericht der Diakonie Hessen für diese Synode, S.10.

²⁹ Besonders Friederike Erichsen-Wendt und Tobias Feix gaben wichtige Hinweise.